

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 20 (1934)
Heft: 22

Artikel: Eichendorff : die zwei Gesellen : eine Gedichtbehandlung als praktische Anwendung der Ausführungen in Nr. 21 der "Schweizer Schule"
Autor: Winkler, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-540639>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

durchtränkt, dass es ganz unmöglich ist, nicht mit dem jüdischen Geist zusammenzustossen. Und je vorsichtiger und feinfühlicher der Lehrer ist, umso feinfühlicher werden auch die Schüler. Hier kann Neutralität nicht helfen, sondern nur die oben genannte Ehrlichkeit und Hochachtung. Erst wo die vorhanden sind, können alle Ueberzeugungen miteinander und nebeneinander wachsen, ohne dass eine Ueberzeugung der andern Schaden zufügt. Ehrliche und bekenntnisfrohe Juden und Protestanten sind in unsern Klassen nicht gefürchtet; Schwierigkeiten entstehen vielmehr von jenen Seiten her, die in ihrer seichsten Oberflächlichkeit die Religion als etwas Nebensächliches und Unerträgliches betrachten.

Ganzheit des erzieherischen Aktes.

Natürlich muss auch der erzieherische Akt eine Ganzheit bilden. Wenn echte Bildung im Sein besteht, nicht bloss im Schein, dann ist Bildung als Akt eigentlich Zeugung, Erweckung neuen Lebens. Das kann aber nur durch einen alle Seelenkräfte anspannenden Akt geschehen. Verstand, Wille und Gemüt müssen beteiligt sein. Bildung besteht we-

sentlich in der Erweiterung des Wertbewusstseins und Wertwillens. Erst das geweckte Wertbewusstsein weckt ja das Interesse und damit die Verstandestätigkeit. Interesse entspringt nicht aus Wissen allein, sondern aus wertendem Wissen. Wertendes Wissen aber kann unmöglich das Gemüt ausschliessen.

Auch so wird wieder klar, dass nur die Ganzheit des Lehrers durch die Ganzheit des Bildungstoffes auf die Ganzheit des Zöglings erzieherisch wirken kann, ausser man wollte sich mit rein formaler Bildung begnügen. Diese aber ist einerseits eine leerlaufende Maschine, und andererseits ist sie ohne ein Bildungsmaterial, das aufgenommen wird, auch gar nicht möglich. Wir können auch nicht unsern Verdauungsapparat nur formal funktionieren lassen, ohne dabei auch uns selbst zu ernähren.

Nur der Lehrer, der vom Wert des Bildungsgutes ergriffen ist und dieser Ergriffenheit auch wieder Ausdruck verleiht, kann in den Schulen wieder Ergriffenheit zeugen. Und nur diese Ergriffenheit ist letzten Endes echte Bildung. (Schluss folgt.)

Luzern.

Franz Bürkli.

Eichendorff: Die zwei Gesellen

Eine Gedichtbehandlung als praktische Anwendung der Ausführungen in Nr. 21 der „Schweizer Schule“.

Wir überlesen zunächst einmal den Wortlaut:

Es zogen zwei rüstge Gesellen
Zum erstenmal von Haus,
So jubelnd recht in die hellen,
Klingenden, singenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Die strebten nach hohen Dingen,
Die wollten, trotz Lust und Schmerz,
Was Rechts in der Welt vollbringen,
Und wem sie vorübergingen,
Dem lachten Sinnen und Herz

Der erste, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen
Und sah aus heimlichem Stübchen
Behaglich ins Feld hinaus.

Dem zweiten sangen und logen
Die tausend Stimmen im Grund,
Verlockend Sirenen, und zogen
Ihn in den buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht vom Schlunde,
Da war er müde und alt,
Sein Schifflein, das lag im Grunde,
So still war's rings in die Runde,
Und über die Wasser weht's kalt.

Es singen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir:
Und seh ich so kecke Gesellen,
Die Tränen im Auge mir schwellen —
Ach Gott, führ uns liebeich zu dir!

Warum wird das wohl erzählt? Was bestimmt den Sprecher, gerade diese Geschichte zu erzählen und nicht irgend eine andere? Die Schilderung einer „heiteren Frühlingsreise“ kann es nicht sein, denn das würde nur den Anfang treffen. Als das Gedicht 1813 das erste Mal erschien, hiess es noch „Frühlingsfahrt“. Fünfundzwanzig Jahre später hat Eichendorff es in seiner ersten Gedichtsammlung umbenannt in: Die zwei Gesellen. Er wollte also zwei Menschenschicksale schildern? Dazu würde aber wieder der Schluss nicht ganz passen. Der deutet doch auf eine ganz bestimmte Situation. — Fragen wir also mal anders herum: wie sieht der Mann wohl aus, der das erzählt? — Gewiss, es ist ein alter Mann. Er steht in all der Frühlingspracht, aber er jubelt nicht mehr mit (wie sehr musste der ursprüngliche Titel irreführen!), er weiss zu gut, was aus alledem wird. Und wie er nun die Wanderburschen ziehen sieht, da erinnert er sich der beiden Gesellen, die er einst ebenso ausziehen sah, und erzählt nun, wie es ihnen erging. Sehr ernst klingen diese Verse, vielleicht auch ein wenig müde. Man fühlt sich an den Schluss von Grimms „Katze und Maus in Gesellschaft“ erinnert: „Siehst du, so geht's in der Welt.“ Diese Art des Erzählers und seine Stellungnahme zum Stoff nennen wir „Erzählerhaltung“.¹

Der Aufbau zeigt so recht die schlichte Anlage des Gedichtes. Jede Strophe ist eine Einheit für sich. Ein paar fügen sich enger zusammen. Strophe 1—2 schildern den Auszug der zwei Gesellen, 3—5 ihre Schicksale. Strophe 6 spricht ganz aus der Situation des Erzählers heraus.

Nun wollen wir das Gedicht sprechen. Ein alter Mann erzählt, sehr ernst und vielleicht ein

wenig müde. Sehr langsam also läuft der Wortlaut, nicht eben laut, aber doch sicher — bestimmt in der Lautgebung. Der Alte erinnert sich: ja, so war das. Ein Umstand nach dem anderen wird zurückgerufen. Man spricht also nicht hintereinander weg, sondern lässt sich den Wortlaut kommen. Sehr schlicht klingt das Ganze, keineswegs auf Ton gestellt. Er klingt und singt ja eben nicht mit. Wir sprechen also „kleine Lautung“, d. h. mit ganz kleinem Mundraum, wie nur zwischen Zungenspitze, Zähnen und Lippen, und nicht kräftigen, aber klaren (die Selbstlaute beherrschenden) Mitlauten. Die Langsamkeit führt auch dazu, dass alle jene leichten Vershebungen (so jubelnd *recht, und wem sie*), wie auch die schwach ausgehenden Reime (Gesellen, Dingen) Zeit haben, sich zu entfalten. Leichte Vershebungen übrigens „betont“ man nicht, (dann litte der Sinn), man überliest sie auch nicht (sonst würde belanglose Prosa draus), sondern man dehnt sie leicht und füllt sie mit Stimmung. Nun vorerst die Eingangstropfen.

Häufig geraten sie noch zu heiter. Wer jubelte in den singenden, klingenden Wellen nicht gern mit! Aber das wäre falsch. Der Erzähler zieht gar nicht mit aus, er sieht die Gesellen ausziehen, ja, er erinnert sich dessen nur noch und, das ist das Wichtigste: er weiss gleichzeitig schon, wie diese Lebensfahrt endet, und dies Wissen wird seine Erzählung überschatten. Vielleicht lächelt er am Anfang noch ein wenig: was waren das doch für prächtige Kerle, wie sie da loszogen! In der zweiten Strophe ist er schon ganz ernst. Nicht das äussere lachende Frühlingsbild schwebt mehr vor seinem inneren Blick, sondern der grosse mutige Lebensplan, den sich die beiden vorgenommen. Wenn irgendwo, so wird die Stimme hier trotz des müden Alters kräftig und bestimmt. Wir hören auch: wenn sonst der Wortlaut eher über die Einschnitte hinwegbindet (er „strömt“), hier stehen die Wortblöcke mehr für sich. Wer hört nicht dieses „Was Rechts“ so heraus? Der Apostroph (aus: Rechtes), so oft ihn Eichendorff missbraucht, hier steht er gewiss zu Recht. Vielleicht, wenn er sich so in der Erinnerung an den hohen Mut von damals ein wenig wieder verlor,

¹ Für das Nähere meiner Erzählungslehre siehe meine Aufsätze: „Erzählerhaltung und Anteilnahme“ in Zs. f. dt. Bildung 1932, S. 548 ff. und: „Wir erzählen“ im Berner Schulblatt v. 21. April 1934.

vielleicht wird er gerade darum am Schluss der Strophe nicht mehr lachen können, wie damals. Hier, am Schluss der Einleitung, spricht er wieder ganz aus seiner „Erzählerhaltung“, die wir anfangs beschrieben. Man kann also nicht nachdrücklich genug fordern: los vom jeweiligen Wortsinn! Steht da von Jubel oder Lachen, so ist das gar kein Grund mitzujubeln und zu lachen. Der Erzähler führt das an: so war es damals. Nun er das erzählt, ist ihm ganz anders zumut.

Das Gleiche gilt für die folgenden drei Strophen, die das Schicksal der Gesellen schildern. Immer wieder hörte ich vom ersten heiter berichten, mit aller Freude an dem kleinen Glück im Winkel. Hoffnungslos zerfällt dann das Gedicht in seine Strophen. Dieses Familienglück ist nur Stoff. Was soll es im Ganzen des Gedichts? Wie sieht es der Erzähler? Ein Ausdruck im Wortlaut macht es deutlich genug: „bebaglich“. Dies Behagen passt schlecht zu den hohen Dingen, die sich die beiden zu vollbringen vorgenommen.

Wie gross war diese Welt gestaltet,
Solang die Knospe sie noch barg,
Wie Weniges hat sich entfaltet,
Dies Wenige wie klein und karg.

So Schiller. Was wurde aus dem grossen Lebensplan des einen? Ein Spiesserglück! Gewiss, es sieht alles nett und freundlich aus — aber für dieses früh befriedigte Behagen zog er einst nicht aus. Und all die hohen Dinge sind vergessen. — So wird denn die Sprechart des Erzählers alles andere denn heiter klingen. Auch sie spiegelt die seltsame Ueberschneidung von Stoff und Gehalt. Er will nichts einwenden gegen dies bescheidene Alltagsglück, aber eigentlich ist's doch schade. Die Strophe hebt sich deutlich von der Einleitung ab. Zunächst durch eine längere Pause. Der Erzähler übersinnt die Schicksale noch einmal, ehe er von ihnen berichtet. Sehr viel stiller laufen die drei Strophen ab. Ich höre sie leiser, auch tiefer. Auch ein Klangunterschied zum Eingang scheint mir unmittelbar aus dem Sinn herauszuwachsen und also objektiv. Beide Eingangsstrophen laufen etwa in gleicher Spannung. In der dritten gehen nur die ersten beiden Verse so an. Beim Bübchen-Vers beginnt der Umschwung. Die Spannung lässt nach, der Vers schwingt immer

tiefer aus und verebbt schliesslich im Leeren. Dem dient auch die Gliederung. Das Gedicht zeigt durchgehend nach der ersten Hebung (oder zweiten Senkung) des Verses einen Einschnitt: „Es zogen zwei rüstge Gesellen“. Besonders kräftig hörten wir ihn bei: „Was Rechts' in der Welt vollbringen.“ Auch wo der Wortlaut stark strömte, wie in der Eingangsstrophe, machte er sich durch eine gewisse Stauung immer geltend. Hier in der dritten Strophe, besonders aber von der Wende des Bübchen-Verses ab, fällt der Einschnitt fast fort: lasch, hemmungslos rollt der Vers ab.

Wieder eine Pause. Der Erzähler wendet sich dem anderen zu. Besonders der Anfänger kann diese Pausen schwer halten. Er klammert sich an den gegebenen Text. Er muss es lernen, den Sinn auszusprechen. Langsam lässt der Blick den ersten Gesellen los und fasst den anderen. Die zarten, ganz vorwurfslosen Worte, die der Erzähler für das Schicksal des zweiten findet, tauchen aus tiefem Sinnen auf. Dieser alte Mann weiss um die lockenden Stimmen der Tiefe. Er horcht ihnen nach, wie er nun von dem Schiffbruch erzählt.² Seine Anteilnahme wird hier am stärksten. Der Hörer scheint vergessen. Völlig verloren in den Bildern der Erinnerung spricht er, als wenn tiefe herbstliche Dämmerung über die Frühlingspracht hereingesunken sei. Klanglich prägt sich dieses Horchen sehr deutlich aus. Als er vorher seinen Hörern erzählte, war die Stimme „klar“. Nun er in sich die Stimmen erhorcht, wird sie „bedeckt“. Man kann es schallmässig schwer genauer beschreiben. Die seelische Einstellung genügt meist. Das eine Mal wendet man sich an den Hörer, das Wort soll ihn erreichen, das andere Mal spricht man wie für sich, horchend auf die Stimmen, die durch einen laut werden. — Die Strophe prunkt mit wechsellvollen Selbstlauten. Wiederum: man prunke nicht mit! Sie wirken von selbst. Ganz schlicht und eben laufen die

² Alfred M. Schmidt zieht diese Stelle ganz ins ritterlich Moralische, vielleicht darum, weil er das Gedicht nicht als Ganzes fasste. Man lese seine Behandlung nach und wird wissen, was ich mit poetischer Paraphrase meine. (Kunsterziehung und Gedichtbetrachtung. 2. Bd. S. 201 ff. II. Aufl. Leipzig 1919.)

Verse dahin. Nirgends fallen die betonten Silben so wonnig auf wie hier (man vergleiche z. B. mit der zweiten Strophe). Diese Strophe hat die geringste „Schwereabstufung“. Ihr Zauber liegt in ihrer Rhythmik. Der Tonstrom wird hier unwiderstehlich; bis zu den „Sirenen“ mühsam immer wieder abgefangen, strebt er dann unweigerlich dem Ende zu, kaum dass sich die Versgrenzen noch schwach abzeichnen. Der beste Prüfstein für solche fugenlose Läufe ist der Atem. Man kann sonst im Gedicht wenigstens nach jedem zweiten Vers neu atmen. Die drei letzten Verse der dritten Strophe (mindestens von „und zogen“ ab) sind eine Atemeinheit. Jedes noch so kurze Nachfüllen des Atems zerbricht die Stelle. — Ich höre auch ein leichtes Schnellerwerden im Schluss: der Strudel zieht. Zu dem Eindruck der Unabänderlichkeit, der so entsteht, trägt das Gleichmass der Hebungen bei. Das logisch schwerere „Ihn“ tritt in die Versenkung neben dem logisch leichteren „in“, das in der Vershebung steht („metrische Drückung“). Betont man „Ihn“ und überliest das „in“, so ist der Vers prosaisch zerbrochen, man muss die Stimmung in „buhlenden“ erst neu fangen. Wieder dehne man das „in“ (also das n davon) leicht, dann bleibt der schwingende Rhythmus gewahrt, der Ausdruck erhalten.

Wieder eine Pause. Nicht stofflich bedingt, etwa weil viele Jahre vergehen, bis der Geselle ernüchtert auftaucht, sondern weil sich der Erzähler wieder ganz dem Hörer zuwendet. Die Tonart bleibt dunkel, aber die Stimme wird wieder „klar“. Tief ernst hebt es an und wieder so langsam wie früher. Die ersten Hebungen der Eingangsverse (wie, war) nicht überlesen! Weil „auftaucht“ und „müde und alt“ deutlich betont sind (die Strophe hat also wieder grössere Abstufung) wirft man gern alles Gewicht auf diese Wörter und setzt über die anderen hinweg. Dieser Erzähler aber bewegt sich in vollkommen ruhigem Gleichmass. Wunderbar abgeklärt auch seine Stellungnahme zum Stoff. Keine Spur von Vorwurf, nicht einmal Bedauern spiegelt sich in seinen Worten, nur tiefer Ernst und lauterer Mitgefühl. Die Einsamkeit dieser Stille benimmt einem den Atem. Er horcht nicht mehr in sie hinein. Es verschlägt ihm die Stim-

me. Fröstelnd steht er da und hat nichts mehr zu hoffen. Aller Ausdruck sammelt sich noch einmal in dem „weht's kalt“, aber er ist kaum mehr zu beschreiben. Nahezu gleich schwer fallen die Worte und haben etwas Ziehendes an sich.³

Auch die Pause zum Schluss hin währt lange, denn viel geht im Sprecher vor, ehe er fortfährt. Sein Blick lässt den zweiten Gesellen los; er sieht nun überhaupt ab von dem, was einst geschah. Es wird nicht mehr davon gesprochen. Aber es wirkt nach. Und die anderen, die ihm zuhören, verstehen nun gut, warum er den Gesellen, die da so keck ausziehen, nicht mitzulacht und warum die Wellen des Frühlings in die letzte Tiefe seines Herzens nicht mehr hinabreichen („wohl über mir“, sagt er). Der ewige Widerspruch von mutigem Lebensplan und schliesslichem Ausgang, der Anblick dieser erwartungsfrohen Jugend, treibt ihm das Wasser in die Augen. Er weiss auch, dass da nicht richten noch raten hilft. Es bleibt nur Ergebung in Gott und die Bitte um seine gnädige Führung. Gott aber ist keine Zuflucht für Enttäuschte oder solche, die Angst vor dem Leben haben (die Betonung: „führ uns liebevoll zu dir“ wäre falsch). Der Schluss hätte dann keinen Zusammenhang mit dem Gedicht. Nein, dem frommen Dichter ist die ganze Welt noch in Gott beschlossen. Auf den Stolz, sein Leben nach eigenem Plan zu zimmern, verzichtet er. Er befiehlt es Gott an, angesichts dieser Schicksale, mit der seufzenden Bitte um eine liebevolle, gnadenvolle Lebensführung. Und noch mehr. Er bittet nicht für sich. Er ist alt. Sein Leben ging vorbei. Er tritt wieder in die Gemeinschaft zurück, zu der er sprach, wendet sich nun an Gott und spricht für uns alle.

Basel.

Christian Winkler.

³ Der Schweizer verdumpft das I (in kalt und alt) gern. Es fällt dann aus dem Charakter des Lautstroms heraus. Das Wort verlöre hier auch den Ausdruck des eisig Unabänderlichen. Man behalte drum die Zungenspitze beim I hinter den untern Schneidezähnen, bilde es mit dem Zungenblatt am Zahndamm und greife das Wort von hinten nach den Zähnen zu, nicht umgekehrt. (Näheres in meiner Sprechtechnik für Deutschschweizer. S. 49 f. Bern 1934.)